

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 22 (1932)

Heft: 27

Artikel: Altaich [Fortsetzung]

Autor: Thoma, Ludwig

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-643777>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 29.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 27
XXII. Jahrgang
1932

Bern,
2. Juli
1932

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst. — Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern.

Zwei Gedichte von Waldo May.

Der toten Mutter.

Du bleibst mit mir vereinigt als die Welt,
Wenn auch als Körper durch den Tod entchwunden.
Ich habe deiner Liebe nachgestellt
Und fand sie in der Ferne, frohen Stunden,

Den Bäumen und den Blumen und dem Feld.
So hat sich mir das Wissen eingestellt,
Daß deine Liebe, Mutter, ihre Grenzen
Gesprengt hat, ihrem Kind zu sein — die Welt.

Das Glück.

Ein hellig Sehnen geht mit dem,
Der eine Blume je geküßt.
Ein heißes Wählen ist in dem,
Der je die Sonne froh begrüßt.
Die große Trauer lebte der,
Der aus der Heimat mußte scheiden.
Die tiefe Liebe ewig ist
Dem, der um Liebe mußte leiden.
Jedoch das höchste Glück der Welt
hat, der sein Kind im Arme hält.

Altaich

Eine heitere Sommergeschichte von Ludwig Thoma.

(Copyright by Alb. Langen, München.) 9

Sechstes Kapitel.

Auf der Nord- und Westseite des Sässauer Sees treten große Fichtenwälder ans Ufer heran, gegen Süden und Osten hemmen rasch ansteigende Hügel den Blick. Etliche Höfe liegen oben, deren Dächer über den Kamm herüber lugen.

Sie und da tönt von droben Hundegebell oder der Klang einer Glocke, die zur Mittagszeit die Ehalten heimruft. —

Aber wenn sich der Schall im Walde verliert, verstärkt er das Gefühl der Einsamkeit für einen, der am Ufer sitzend ins klare Wasser schaut.

Auf einer Halbinsel, deren Raum es beinahe ausfüllt, liegt das alte Benediktinerkloster Sässau.

Es stimmt eigen, wenn man ein mächtiges Gebäude, einstmals den Mittelpunkt eines nach allen Seiten hin wirtsamens Lebens, verlassen und unbewußt sieht. Man sträubt sich dagegen, daß alles, was man hier als Ergebnis der Arbeit, des Fleisches und der Kunstdfertigkeit vieler Menschen erblickt, nur zum Verfallen dienen solle.

Daß hinter Marmorportalen in gewölbten Gängen und Sälen, in Werkstätten und Zellen alles Leben erloschen bleiben müsse. Die Zierrate über den hohen Fenstern zeigen, daß wenige Jahrzehnte vor der Säkularisation kunsttreiche Hände das Kloster noch für eine ferne Zukunft geschmückt hatten, aber die Leere, die hinter den Scheiben gähnt, das Gras, das im gepflasterten Hof wuchert, da und dort abfallender Mörtel zeigen auch, daß hier keine Sorgsamkeit mehr waltet.

Besonders an der Außenseite, gegen den See hin, sind arge Spuren des Verfalls sichtbar, und was hier als Gebüsch zur Erde gepflanzt worden war, ist wild in die Höhe geschossen.

Dereinst war das Kloster reich an Landbesitz gewesen. Die Grundstüde wurden aufgeteilt, und die alten Leibgedinger kamen zu Wohlstand.

Für das große Gebäude fand sich kein Käufer. Der Staat wollte es zu allerlei Zwecken verwenden, stand aber jedesmal von seinem Vorhaben ab, weil die Unterhaltungskosten zu hoch gekommen wären. Das Klo-

ster war zu abgelegen, und die Verstüdigung des Besitzes hatte einen Zustand geschaffen, der hinterher für die wohlwollenden Absichten ein unübersteigliches Hindernis bildete.

So wie das Kloster nun da lag, zwecklos mitten in die Einsamkeit hineingestellt und in Hoffnungslosigkeit begraben, tot und doch lebendiger Zeuge vergangener Tage, konnte es freilich ernste und auch mit dem Ernst spielerische Gedanken wachrufen.

Es war romantisch, wie Natterer sagte, an den man wieder einmal erinnert wurde, weil Konrad malend am Ufer saß.

Er ließ die Mauern düsterer über dem Wasser emporragen und gab dem See ein bedeutenderes Aussehen, weil es ihm für ein Plakat nicht erschien und ... „Bravo!“ rief jemand, und als er sich umwandte, stand der rüstige Kaufmann vor ihm.

Aber nicht allein.

Zwei Damen, eine ältere und eine jüngere und ein dicker Herr, der seinen Kahlkopf mit einem Taschentuch abtrocknete, waren mit Natterer auf dem Waldwege unbemerkt herangekommen.

„Das ist großartig, Herr Oßwald, daß ich Ihnen an dieser pittoresken Stelle trifft ...“

„Wollen Sie uns nicht bekannt machen?“ unterbrach Schnaase und weil Natterer dazu nicht die rechte Gewandtheit zeigte, übernahm er es selbst.

„Rentier Schnaase aus Preußisch-Berlin; meine Frau, meine Tochter.“

Konrad verbeugte sich, und Natterer sagte:

„Die Herrschaft' erlaubt' das, das ist der Herr akademische Kunstmaler Oßwald, unsere künstlerische Attraktion, wie man zu sag'n pflegt ...“ Schnaase schüttelte dem jungen Manne jovial die Hand.

„Freue mich sehr, Ihre Bekanntschaft zu machen. Zu Hause verkehren wir auch viel in Künstlerkreisen. Meine Frau hat 'n Faible dafür und ich auch ... Also Sie halten diese hübsche Stelle hier fest?“

Schnaase warf einen prüfenden Blick auf das Bild. „Wirklich sehr niedlich! Sieh mal, Karline, wie sich allens im Wasser spiegelt. Famos! Das is wohl pläng är?“

Konrad sagte in seiner bescheidenen Art, daß er für ein Plakat einige schöne Punkte der Umgebung male ...

„Für unsern Fremdenverkehrsverein nämlich“, unterbrach ihn Natterer. „Ich habe diese Anregung geben, weil ich glaube, daß durch die Bekanntgabe von pittoresken Punkten das Publikum angezogen wird ...“

„Das kommt dann so in die Wartesäle, nich wahr?“

„Natürlich. Ich sehe, daß Herr Schnaase gut Bescheid wissen ...“

Henny hatte ihre Aufmerksamkeit von der pläng är-Skizze weg auf Konrad gerichtet, der, jung und schlank und von der Sonne gebräunt, das Anschauen wert war. Und Mädchen wissen es schon so einzurichten, daß ihr Gefallen nicht unbeachtet bleibt.

Es gibt ein Nervenfluidum, eine durchs Od übertragene Sympathie, und daher kommt es, daß Jünglinge merken, was ihnen nicht verborgen bleiben soll.

Auch Konrad fand Gefallen an dem Mädchen, das eine biegsmale Figur hatte und ein frisches Gesicht mit lebhaften Augen und feder Nase.

Er fragte, ob die Herrschaften das Kloster sehen wollten, und bot sich als Führer an.

Die Damen gingen freudig darauf ein, und es fügte sich, daß der junge Mann mit ihnen voraus ging, während Schnaase und Natterer nachfolgten.

„Sagen Sie mal, Sie wollen also Plakate mit den Altaicher Ansichten veröffentlichen?“

„Dawoll, Herr Schnaase; in die Hotels, wissen Sie, und in die Bahnhöf' ...“

„M—hm ...“

„Daz halt das reisende Publikum überall aufmerksam g'macht wird ...“

„So? Hören Sie mal, ich halte Sie für ne Art von Reklamegenie, ich habe Ihnen das schon mal gesagt ...“

Natterer verbeugte sich geschmeichelt.

„Sie haben die Sache in Ihrer Art 'raus, aber diesmal sind Sie auf dem falschen Wege.“

„Wie meinen Herr Schnaase?“

Der Berliner Rentner blieb stehen und schaute seinen Begleiter an.

„Sehen Sie mich mal an! Warum bin ich hier?“

„Wie mei —“

„Warum bin ich nich in Zoppot? In Döhl? Im Berner Oberland?“

Natterer wußte nicht, was der bedeutende Mann wollte, aber Schnaase läerte ihn gleich auf.

„Ich will's Ihnen sagen. Von wejen der Phantasie bin ich hier. Wie meine treue Gattin Ihr Inserat gelesen hatte, kriegte sie's mit der Phantasie. Der erfindersche weibliche Geist spiegelte ihr einen Höhenluftkurort mit allen Reizen vor. Und denn war nicht mehr zu machen, wir mußten einfach.“

„Hoffentlich hammt die Herrschaft' ihre Erwartungen erfüllt ... ah ... gesehen ...“

„Nee, Verehrtester! Absolut nich. Ich hatte sofort den starken Eindruck, daß Sie uns gehörig gebläffmeiert haben. Wo sind denn nu Ihre Voralpen und Ihre Höhenluft un Ihre Kuranstalten? Nich zu vergessen die großartigen Moor-Heilbäder! Nee, mein lieber Natterer, gemogelt haben Sie, daß es ne Art hat!“

„Entschuldigen Herr Schnaase, es tut mir sehr leid ...“

„Das braucht Ihnen gar nich leid zu tun. Wir sind nu mal hier, un das is für Sie die Hauptsahe und is der Erfolg Ihres Inserates. Aber nu wollen Sie 'n Panorama von Ihrem Höhenluftkurort in die Welt schiden? Menschenkind, damit ruinieren Sie ja das ganze Phantasiegebilde durch die nackte Wirklichkeit! Das soll so 'n ausgefrohter Reklamedach wie Sie nich machen!“

Natterer schritt nachdenklich neben dem Berliner Gäste her. Der Mann hatte Weltkenntnis und hatte Menschenkenntnis, ja, er war eigentlich der erste, der seinen vollen Wert erkannt hatte.

Man mußte seine Warnung beachten.

„Hören Sie mal“, sagte Schnaase wohlwollend, denn er sah den Eindruck seiner Worte, „hören Sie mal, ich könnte Ihnen überhaupt 'n bisschen unter die Arme greifen. Wir könnten zusammen arbeiten, verstehen Sie, und Erfahrung habe ich, darauf können Sie sich verlassen ...“

Natterer ging freudig darauf ein, und der Herr Rentier, der ein ausgesprochenes Talent zum Müßiggänger und Projektentmacher hatte, erhoffte sich angenehmen Zeitvertreib.



Léon Gaud: Die Ernte.

„Die Sache muß ins Lot gebracht werden“, sagte er, „und vor allem muß der moderne Mensch hier seine Befriedigung finden. Wir leben nu mal im zwanzigsten Jahrhundert, da ist nicht gegen zu machen, und danach müssen wir uns eben richten. Lassen Se nur uns beide die Sache dirigieren, Ratterer, denn erleben wir noch Altaich mit Kurhaus und Kurgarten und Kurkapelle ... na, da sind wir ja!“

Die Bringer der Neuzeit betraten den Klosterhof, wo Konrad dabei war, den Bau des Klosters zu erklären.

Hier waren Kapitelsaal und Refektorium, dort die Wohnung des Abtes, Bibliothek und die Zellen der Mönche; im andern Flügel Werkstätten, Bäder und Brauerei.

Die Damen hörten aufmerksam zu; ein Menschenkenner hätte bemerkt, daß sie dem seltsamen Eifer des jungen Mannes und seiner Art, sich auszudrücken, mehr Beachtung schenkten, als seinen Worten.

Henny rief:

„Nein, wie süß! Horch doch, Mama! Die Mönche mußten alles selbst machen; waschen, putzen, kochen. Und da gab es also nie eine weibliche Hilfe?“

„Das war gegen die Ordensregel“, sagte Konrad.

„Aber Henny, das weiß man doch! Allerdings ihr mit euren französischen Romanen und mit Russen und Dänen und Gott weiß was erfahrt so was nich mehr. Aber zu meiner Zeit hat man Ekkehard von Scheffel gelesen, und da ist man doch mehr im Bilde. Nich wahr, Herr Ohwald?“

„Gewiß, gnädige Frau, und ich glaube, es waren auch Benediktiner.“

„Wie hier? Siehst du, Henny! Und das war doch so — nich wahr? — daß nich mal die Herzogin über die Torschwelle gehen durfte, und deswegen nahm sie doch der Mönch und trug sie ins Kloster. Is es nicht so?“

Konrad bejahte, und Henny fand die Idee reizend, einfach so getragen zu werden.

„Aber das Gefühl, ganz allein mitten unter Männern, die uns hassen! Brr!“

„Das war nich so schlimm, wie du meinst“, erklärte Frau Schnaase. „Im Gegenteil. Man weiß doch, daß sehr viele Männer aus unglücklicher Liebe ins Kloster gingen. Ich finde es wunder-wundervoll, wenn ein Mann so stark empfindet, daß er über ne Enttäuschung nich wegkommt und sich mit seinem Schmerze zurückzieht ...“

„Ist das wahr?“ fragte Henny mit einem sehr schiefen Blide auf Konrad.

„Es kann schon vorgekommen sein ...“

„Es ist sehr häufig vorgekommen“, sagte die Mama. „Ich erinnere mich an Verschiedenes, was ich gelesen habe, und die Dichter müssen doch ihre Stoffe der Wirklichkeit entnehmen, und wenn solche Ereignisse immer wieder poetisch behandelt werden, können sie nich aus der Lust gegriffen sein. Wie ...?“ fragte sie etwas gereizt, da Herr Schnaase neben ihr eine Bemerkung gemacht hatte.

„Ich sage, daß einen 'n Schlummerkopp is, wenn er nich nicht trösten kann. Es gibt so viele nette Meehens ...“

„Bitte, laß das! Ja? Man muß doch nich immer und überall so prosaisch sein!“

„Ich bin nu mal nich für die alten Schmökergeschichten. Is ja doch allens nich wahr!“

„Du weißt, Gustav, daß ich darüber nicht mit dir streite. Jedenfalls hat es für einen gebildeten Menschen einen eigenartigen Reiz, wenn er ein altes Gebäude oder eine Ruine mit seiner Phantasie zu beleben vermag. Deshalb besucht man doch gerade solche Stätten.“

„Und stell dir vor, Papa“, fiel Henny ein, „wie das gewesen sein muß. Da oben am Fenster 'n bleicher Mönch mit dunkeln, traurigen Augen, weißt du, und ...“

„Uff den Reise fliege ich nich. Der Mensch soll sich nich selbst bestimmen; das is mein oberster Grundsatz. Und was ich sehe, das sehe ich, und das hier“ — Herr Schnaase deutete mit dem Stöcke aufs Kloster —, „das hier is ne Klamottenkiste, und aus den Fenstern sieht überhaupt nich mehr 'raus, weil nich drin is, und nu frage ich einen vernünftigen Menschen, was soll mir daran gefallen, und was hilft mir die Phantasie, wenn so 'n Riesenkasten leer steht und pöh a pöh kaput geht? Nee, Rinner! Wir leben für heute und nich für gestern, und ich bin mal fürs Praktische. Wenn ich die Kommode am Kurfürstendamm stehen hätte oder meinswejen auch in der Hedemannstraße, dann allerhand Achtung! Aber hier und leer und umsonst, das kann mir nu gar nich imponieren.“

Als Schnaase ausgesprochen hatte, traf ihn ein Bild, der den Schmerz einer edlen Natur über ihre Verbindung mit häßlicher Rüchternheit deutlich ausdrückte, aber in seiner langen Ehe war er gegen diese Augensprache unempfindlich geworden.

„Wie du meinst“, sagte Frau Karoline, „aber du wirst gestatten, daß ich anderer Ansicht bin. Ich wenigstens bin Herr Oswald sehr, sehr dankbar für seine interessanten Mitteilungen.“

Konrad war gleich bereit, den Damen noch mehr zu zeigen.

Ein schönes, schmiedeeisernes Gitter, das eine Hauskapelle vom Kreuzgange trennte, eine frühgotische Statue des heiligen Benedikt, etliche Barokvasen, kurz, so vieles, mannigfaltiges und unberlinisches, daß Frau Schnaase Mühe hatte, ein waches Interesse vorzutäuschen, und daß Henny unwillkürlich gähnte.

Sie wußte aber diesen Verstoß reizend zu gestalten, indem sie erschrockene Augen machte und das angenehmste Lächeln hinterdrein folgen ließ.

Schnaase blieb mit seinem praktischen Standpunkte im Klosterhofe stehen und sagte zu Natterer:

„Sehen Se, das war wieder mal echt weiblich.“

„Wie meinen Herr Schnaase?“

„Ich sage, da zeigt sich wieder mal die weibliche Natur im wahren Lichte. Wenn unsreiner so was sieht, was ihm Mus wie Miene is, denn sagt er's ehrlich und macht kein Theater. Was geht uns das finstere Mittelalter an? Nich. Aber die weibliche Natur ergreift die Gelegenheit und macht sich interessant. Immer großartig! Na, die Strafe bleibt nich aus. Der junge Mann nimmt das Bildungsbedürfnis der Damenwelt ernst und läßt nich loser, und meine Olle muß Mittelalter schlucken, bis se nich mehr japsen kann. Sagen Sie mal, kann man sich hier nirgends 'n Glas Bier genehmigen?“

„Leider nicht, Herr Schnaase. Früher soll es hier ein gutes Klosterbier gegeben haben.“

„Früher! Daß die Brüder bong gelebt haben, will ich gerne glauben, aber was habe ich davon? Sehen Se, das wäre nu gleich was! Hier müßte wieder 'n Betrieb her! So 'n Restorang „Zum Klosterbräu“ oder „Zum Alten Mönch“ mit ner Terrasse am See und innen mit 'n paar altdeutschen Räumen. Kommen Se mal mit rein! Hier links, da können wir ja sehen ...“

Schnaase eilte voran und kam in das schön gewölbte Refektorium.

Natterer, dem diese Art, Pläne zu schmieden, ungemein zusagte, lief geschäftig hinter ihm her, und war gleich Feuer und Flamme für jedes Projekt.

„Nu sehen Se mal!“ rief Schnaase triumphierend, „das ist ja die geborene altdeutsche Bierstube! Hier lang muß allens vertäfelt werden, dazwischen kommen 'n paar Holzwände, dann haben wir lauschige Plätze. Da vorne 's Büfett, hier in der Mitte 'n großen Lüster ... ach so, elektrisches haben Se nich?“

„Nein, leider. Kein elektrisches haben wir noch nicht.“

„Macht nich. Dann nehmen wir ganz einfach Hängelämpen, das paßt famos zum Stil, und runde Tische stellen wir rein, und dort beim Ofen machen wir die richtige gemütliche Ede. Geben Sie mal acht, das wird großartig!“

„Ja“, sagte Natterer, „und durch die Wand könnt ma eine Tür durchbrech'n, betreff die Terrasse ...“

„Natürlich! Ne Tür mit Glasfenstern, und die Terrasse möglichst groß. Da lassen wir an schönen Sommerabenden die Musik spielen, und auf dem See veranstalten wir mal ne venetianische Nacht mit Lampions und geschmückten Gondeln und mit Feuerwerk ... Natterer, ich sehe die Sache schon ganz lebhaft vor mir.“

„In dem kleinen Saal daneb'n sollt ma die Rüch einricht'n, daß ma die Gäst' auch warme Speisen bieten kann ...“

„Un Kaffee und Tee un Kaka nachmittags, nich wahr? Denn is es der richtige Ausflugsort, und denn können Se mal wirklich loslegen mit der Reklame. Lassen Se nur uns beide die Sache deichseln!“

„Herr Schnaase meinen, daß es eine Attraktion is als früheres Kloster?“

„Natürlich! So was sucht doch das Publikum! Das hat 'n pridelnden Reiz. Donnerwetter ja! Da fällt mir was ein!“

(Fortsetzung folgt.)

Sommerstille.

Von Edgar Chappuis.

Des Himmels Kuppel blaut unendlich groß,
Umhüllt von Stille, welche ausgebreitet,
Auf Flur und Wald. Der Sommerfriede schreitet
Ruhsam dahin und führt der Erde Schoß.

Der Sonnenglast erglüht auf Strauch und Baum.
Welch sel'ges Atmen in des Mittags Stunde
Gibt von dem sanften Glüd der Stille Runde! —
Ein Windchen spielt ganz läch, man merkt es kaum.

Flügelbeschwingt wirft sich vom Aderrand,
Der Lerche Jubel auf zum Himmelszelt.
So sommersonnenstill ist diese Welt,
Traumtrunken schlafend, wie ein Märchenland.